

Zitierhinweis

Levit, Georgy: Rezension über: Janina Wellmann, Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie, 1760-1830, Göttingen: Wallstein Verlag, 2010, in: WerkstattGeschichte, 2012, 61 (2/2012), S. 112-115, DOI: 10.15463/rec.1189727235, heruntergeladen über Website



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Immunisierung gegen die konkurrierenden Ansprüche etwa der *General Assembly* oder des Papstes zielte. In England wie auch Schottland trug der Biblizismus damit zunächst auch dazu bei, die monarchische Herrschaft zu stützen. Längerfristig erwies sich diese Legitimationsstrategie jedoch als nicht unproblematisch: In den politischen Auseinandersetzungen der späten Regierungsjahre Jakobs und des Beginns der Herrschaft Karls I. wurde das Verhalten der Stuart-Herrscher, etwa die Passivität in dem in England als Glaubenskrieg wahrgenommenen Dreißigjährigen Krieg oder die dynastischen Eheverhandlungen mit den katholischen Mächten Spanien und Frankreich, zunehmend im Gegensatz zur *Lex Dei* gesehen und somit ein Bewertungsmaßstab geboten, der schließlich der Erosion der Königsherrschaft Vorschub leisten sollte.

Pečar ist es mit seiner komplexen Studie, die immer auch gegensätzliche und parallele Entwicklungen berücksichtigt, ohne dabei an Stringenz in der Argumentation zu verlieren, gelungen, die abundanten Forschungen zur Entstehung des Bürgerkrieges und zur politischen Kultur des 16. und 17. Jahrhunderts um einen entscheidenden Aspekt zu erweitern. Durch die »Übersetzung« des Biblizismus trägt er dazu bei, politische Kommunikationsprozesse der Zeit auf ihren sprachlichen und außersprachlichen Kontext zu beziehen. Dabei erschließt er zum einen zahlreiche Werke, deren politischer Wert angesichts der weitgehenden Ausblendung biblizistischer Sprachmuster bislang nicht erkannt worden war, und gibt anderen, allseits bekannten, eine ganz eigenständige Interpretation, indem er eben deren biblische Deutungsebene herausarbeitet. Eine Monopolisierung der politischen Sprache des Biblizismus zu Gunsten bestimmter politischer Positionen gelang nach Pečar nicht, vielmehr spiegelt sich die Auseinandersetzung um politische Inhalte nicht zuletzt auch im Kampf um die Deutungshoheit in Bezug auf die Sprache des Biblizismus. Obwohl Pečar deutlich

macht, dass es sich hier nur um eine von verschiedenen politischen Sprachen handelte, kann seine These von der tendenziell konfliktverschärfenden Wirkung aus der Bibel abgeleiteter Argumentationsweisen überzeugen und gibt so in einem entscheidenden Punkt einen Einblick, wie sich Konfliktlinien und Abgrenzungen innerhalb eines geteilten Wertekonsenses und einer gemeinsamen Sprache entwickelten, ohne auf dichotome Modellbildungen zurückgreifen zu müssen. Dabei überschreitet der Autor das ursprüngliche pococksche Konzept der »politischen Sprachen«, indem er auch auf die nichtsprachliche symbolische Kommunikationsebene rekurriert, etwa die Inszenierung Heinrichs VIII. oder Jakobs I. als Distributoren des Gotteswortes. Es bleibt zu hoffen, dass diese Arbeit Nachfolger findet, die über die Sprache des Biblizismus hinaus die Verflechtungen und Abgrenzungen zwischen verschiedenen »politischen Sprachen«, wie sie bei Pečar anklingen, genauer in den Blick nehmen.

KERSTIN WEIAND (MARBURG)

■ Die Form des Werdens

Janina Wellmann, *Die Form des Werdens. Eine Kulturgeschichte der Embryologie, 1760–1830, Göttingen (Wallstein Verlag) 2010, 429 S., 68 Abb., 39,90 €*

Nach Aussage des Biologen Ernst Mayr hat die Evolutionsbiologie zwei darwinsche Revolutionen hinter sich. Die erste verursachte Darwin selbst, die zweite folgte durch die so genannte Synthetische Theorie der Evolution in den 1930er- bis 1950er-Jahren. Heute erleben wir nun eine dritte Revolution, die eine noch breitere Synthese zu entwickeln verspricht. Unabhängig von deren Ergebnissen wird jetzt schon sichtbar, dass die evolutionäre Entwicklungsbiologie (EvoDevo) eine entscheidende Rolle in diesem »theoretischen Quantensprung« spielen wird. Die EvoDevo hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Bereiche von Entwicklungs-

biologie und Evolutionsbiologie zu verbinden. In dieser Hinsicht ist der Bedarf an historisch-theoretischen Untersuchungen im Bereich der Entwicklungsbiologie besonders akut. Janina Wellmanns *Die Form des Werdens* ist eine solche Studie, die eine der geschichtlichen Lücken zu schließen verspricht. Wellmann thematisiert die frühe Entwicklungsbiologie (Embryologie) in einem sehr breiten historisch-kulturellen Kontext.

Der Ausgangspunkt der Untersuchung, nämlich die Frage nach der Rolle von Bildern in der Genese biologischer (hier embryologischer) Theorien, ist für wissenschaftshistorische Doktorarbeiten nicht ungewöhnlich. Genauer: Wie beeinflussten die visuellen Darstellungen der Embryologen Caspar Friedrich Wolff, Christian Heinrich Pander oder Karl Ernst von Baer die embryologische Sichtweise? Wenig überraschend kommt die Autorin zum Ergebnis, dass die »Formen der visuellen Repräsentation« für die Entstehung »eines neuen konzeptuellen Rahmens« zentral gewesen seien. Die dynamischen Veränderungen, die die Forscher im Mikroskop sahen, bedurften einer verallgemeinerten Sichtweise, die dazu dienen sollte, die komplexe Dynamik als einen geordneten Prozess zu denken. Janina Wellmann verbindet diese neue Sichtweise mit der Idee des Rhythmus: Die Antwort auf ihre Fragestellung liefere, so die These des Buches, die »Episteme des Rhythmus«. Rhythmus wird dabei als eine Struktur der abweichenden Wiederholung definiert. »Die Rolle der rhythmischen Episteme in der Begründung der modernen Biologie ist bisher nirgends postuliert worden«, behauptet die Autorin und macht hier ein Forschungsdesiderat aus.

Somit öffnen sich für Wellmann zahlreiche Perspektiven, die Embryologie als Teil eines Kulturprozesses zu betrachten. Allerdings wird dem Leser und der Leserin die komplizierte Begrifflichkeit »Episteme des Rhythmus« nicht ganz erschlossen.

Die ersten drei von zehn Kapiteln des Buches sind der Analyse der Begrifflichkeit »Rhythmus« gewidmet, die, so Wellmann, als »zentrale epistemologische Kategorie in literatur-, kunst- und musiktheoretischen Schriften der Zeit zwischen 1760 und 1830 entworfen wurde«. Die Kapitel vier bis sechs thematisieren die Bedeutung des Rhythmus für die Entwicklung der Biowissenschaften im 18. Jahrhundert. Das siebte und achte Kapitel bringen die bildliche Dimension des Rhythmischen ins Spiel. Anschließend werden in den Kapiteln neun und zehn die gewonnenen Erkenntnisse auf die Analyse der Theorien der Gründungsväter der Embryologie – Pander und von Baer – übertragen.

Die eigentliche wissenschaftshistorische Analyse beginnt im vierten Kapitel, das sich mit der epigenetischen Theorie von Wolff beschäftigt. In ihrem Versuch, eine Antwort auf die Frage zu finden, was für Wolff Entwicklung sei, nimmt Wellmann den Leser mit auf eine spannende Reise durch dessen Traktate. Dabei konzentriert sie sich auf die Begriffe »Wiederholung, Puls, und Spirale«, wobei sie nicht nur die embryologische Entwicklung, sondern auch andere organische Prozesse (Metamorphose, Ernährung, Stoffwechsel etc.) mit in den Blick nimmt. Das Kapitel ist eine hervorragende Zusammenfassung der wolffschen Entwicklungslehre mit detaillierten Bildanalysen. Trotzdem erscheint der Hauptschluss des Kapitels, dass es gerade »die Episteme des Rhythmus« ist, die dieses »Gefüge vom Ganzen und seinen Teilen, von Ordnung von Zeit« erlauben, als überflüssig, da es sich per Definition um eine Stufenfolge embryonaler Entwicklungsformen handelt. Sicherlich bildet die Idee des Rhythmus eine paradigmatische Rolle für das wolffsche Denken, nur könnte man das a priori von allen Entwicklungsbiologen behaupten. Gerade das macht Wellmann in den folgenden Kapiteln (wenn auch a posteriori). Immer wieder wiederholt sie den gleichen Zugang: Auf eine sehr informativ

113

und gründlich verfasste Zusammenfassung des jeweiligen Entwicklungsbiologen folgt die Schlussfolgerung, dass die »Episteme des Rhythmus« ihre nicht übersehbaren Spuren hinterließ. Als besonders »leichte Beute« erweist sich dabei Johann Wolfgang von Goethe, dessen Naturdichtung über die *Metamorphose der Pflanze* an sich eine Synthese von Literatur, Musik, Naturwissenschaften und des Rhythmischen darstellt.

Das oben Gezeigte stimmt jedoch nicht für das siebte (Der Rhythmus der Bilder: Die Ikonographie der Bewegung) und achte Kapitel (Epigenetische Ikonographie). Im siebten Kapitel rekonstruiert die Autorin eine Geschichte der ikonografischen Form, die im 16. Jahrhundert beginnt. Die Übersicht umfasst Instruktionsgrafiken aller Art (Fechten, Eislaufen, Voltigieren, militärische Grafiken) und führt den Leser zu dem Schluss, dass »die Instruktionsgraphik der Bewegung« eine »komplexe graphische Erfindung« ist. Gleichzeitig verkörperten die Instruktionsgrafiken die Entstehung einer visuellen Kultur, die es ermöglichte, komplexe rhythmische Muster zu verarbeiten. Gerade diese »Bild-Strategien« ähneln den entwicklungsbiologischen Mustern: »Die Entwicklungstheorie der Faltung von Membranen war bei Pander und Baer ohne die Bildform der Serie nicht denkbar.« Diese These wird in den zwei abschließenden Kapiteln überzeugend vertieft. Problematisch dagegen ist der Versuch, die Analyse der visuellen Kultur ins Prokrustesbett der »Episteme des Rhythmus« zu legen. Die Beschreibung der Entstehung und des Einflusses der Bildform der Serie ist eine wertvolle Präzisionsarbeit, die die Rolle des Bildlichen in einer Wissenskultur erschließt. Die Metapher des Rhythmus addiert jedoch fast nichts zu diesem neu gewonnenen Bild.

Diese Meinung kann man auch prinzipiell vom Gesamtwerk vertreten: Wissenschaftshistorisch gesehen ist der Wissensgewinn der angewendeten Rhythmus-Episteme erstaunlich gering. Zum

Beispiel in der Beschreibung der wolffschen Epigenese sind wir nach der Lektüre des Buches kaum viel weiter als nach der Lektüre des klassischen Werks von Abba E. Gaissinovitch (1961). Sowohl die Zusammenfassungen der entwicklungsbiologischen Konzepte wie auch ihre Kontextualisierung innerhalb der entsprechenden visuellen Kulturen sind hervorragend, bringen jedoch in Verbindung mit der Rhythmusmetapher kaum neue wissenschaftshistorische Befunde mit sich. Symptomatisch ist zudem der für ein ca. 400-seitiges Buch sehr kurze Schluss. Hier behauptet die Autorin unter anderem, dass »die Suche nach Ordnung und Begrenzung der Zeit« eines der Hauptmerkmale der neuen Biologie war und ist. Dagegen ist wenig einzuwenden. Ob man die fortschreitende Strukturierung der Zeit (die eigentlich für die ganze Wissenschaftsevolution entscheidend ist) nur auf die »neue« Biologie begrenzen und mit dem Titel »Rhythmus« versehen sollte, bleibt dabei jedoch fraglich.

Der Rezensent konnte sich nicht enthalten, die berühmte poppersche Kritik des Freudismus auf die Methode des Buches anzuwenden. Sobald man die Postulate der freudschen Psychoanalyse annimmt, so die Kritik, findet man die Beweise überall. Genauso ist es mit der Rhythmus-Episteme: Sobald wir uns die Aufgabe gestellt haben, die Bedeutung des Rhythmus in den Biowissenschaften zu erschließen, werden wir die Beweise dafür überall finden, zumal die vorgelegte Definition des Rhythmus ganz allgemein ist und die Anwendung in der Biologie mittels Analyse der Bildlichkeit erfolgt. Wo finden wir den Rhythmus nicht? Hat etwa platonische Rhythmusapologetik die aristotelische Theorie der Epigenese beeinflusst? Aleksej F. Losev, der Autor der fundamentalen *Geschichte der antiken Ästhetik* (Moskau 1994), schrieb in diesem Zusammenhang: »Somit umfasst der Rhythmus – als eine gewisse Ordnung der Bewegung – im Platonischen Ver-

ständnis durchaus die ganze Wirklichkeit, beginnend mit dem individuellen und gesellschaftlichen menschlichen Leben durch die Sphäre der Künste bis zur Bewegung des Kosmos als Ganzes« (Übersetzung des Rezensenten). Ist eine größere Bedeutung des Rhythmischen vorstellbar? Da aber die platonische Lehre als Paradigma der gesamten europäischen Kultur diene, kann man die Geschichte aller Wissenschaften aus dem Gesichtspunkt der »rhythmischen Episteme« schreiben. Wird das aber die Wissenschaftsgeschichte bereichern?

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Stärke des Buches im Erschließen der Rolle nicht-biologischer visueller Kultur für das entwicklungsbiologische Denken liegt. Der Versuch, die (fast) allumfassenden Metapher (Rhythmus) zu verwenden, ist dagegen eine überflüssige (das heißt jedoch nicht zwangsläufig falsche) intellektuelle Übung.

GEORGY LEVIT (JENA/HALIFAX)

■ Die Leichen der Seine

Richard Cobb, Tod in Paris. Die Leichen der Seine 1795–1801, übersetzt von Gabriele Gockel und Thomas Wollermann, Stuttgart (Klett-Cotta) 2011, 196 S., 19,90 €

Die Toten sprechen im Buch des britischen Historikers Richard Cobb. Sie erzählen von der Banalität des Alltags im Paris der Revolutionszeit. Die bunt zusammengewürfelte, mit Flickern und Löchern übersäte Kleidung eines Mannes, der tot aus der Seine gezogen wird, wird zum Zeugnis der Armut vieler dieser Toten. Der Inhalt einer Hosentasche – kleine Münzen, ein abgebrochenes Messer, eine halbe Brille, ein Messingknopf – berichtet von individuellen Entscheidungen, die scheinbar nutzlosen Gegenständen einen Wert beimessen.

Die Grundlage des zuerst 1978 auf Englisch veröffentlichten Buchs sind 404 Untersuchungsberichte aus dem Pariser

Leichenschauhaus über Selbstmorde, Morde, Unfälle und manchmal auch natürliche Todesfälle von 1795 bis 1801. Dabei handelt es sich meistens um Leichen, die aus der Seine geborgen wurden. In fünf Kapiteln berichtet Cobb aus dem Inhalt dieser Akten.

Er beginnt mit einer genauen Beschreibung der Quellen und kommentiert ihren Entstehungszusammenhang, ihren Inhalt, ihre Sprache, ihre Autoren, ihre Repräsentativität. Die Akten des Leichenschauhauses zeugen von einem bürokratischen Eifer, der Michel Foucaults These von der Disziplinierung durch genaue Beobachtung und Überwachung eindrucksvoll bestätigt. Die Protokolle erfassen die kleinsten Details. Neben einer Beschreibung der Kleidung der Toten, ihrer Statur und Haarfarbe finden sich Hinweise auf Sommersprossen, Muttermale, Wunden und unterschiedlich gewickelte Verbände.

Ein weiteres Kapitel hat die Toten und ihre Todesursachen zum Thema, insbesondere diejenigen, die sich vermutlich mit einem Sprung in die Seine selbst getötet haben. Cobb präsentiert eine quantitative Analyse seiner Daten. Wie viele Männer und Frauen sind unter den Selbstmördern? An welchem Tag und in welchem Monat haben sie sich getötet? Wo wurden sie gefunden? Wo lebten sie? Welchen Berufsgruppen gehörten sie an? Warum töteten sie sich?

Cobb korreliert seine Daten mit den Ereignissen der Revolution und stellt keinen Zusammenhang zwischen der Anzahl von Selbsttötungen und der zunehmenden Radikalisierung und Gewalt der Revolution fest. Die fehlende Verbindung führt zu der ebenso banalen wie faszinierenden Feststellung, dass das Leben eines großen Teils der Pariser Bevölkerung seinen normalen Gang nahm, während in nächster Nähe die Guillotine Hunderte von Leben auslöschte und heftig protestiert, debattiert und gekämpft wurde. Der Versuch, Rückschlüsse auf die Motive der Selbstmörder

II5